

UMSCHAU

Autor – Lehrer – Zeuge

Elie Wiesels autobiographische Aufzeichnungen

Wie kam der Junge aus Sighet nach Oslo, fragt sich Elie Wiesel verwundert in seiner Autobiographie „Und das Meer wird nicht voll“¹. Wie kam es, daß der Mann aus dem Schtetl an der Theiß internationaler Journalist wurde, die Freundschaft von Golda Meir, François Mitterrand, Kardinal Jean-Marie Lustiger, das Vertrauen amerikanischer Präsidenten gewann? Der Pariser, dann New Yorker Zeitungskorrespondent für die israelische Zeitung „Jediot Achronot“ („Morgengrauen“) wurde später Professor in New York und Boston, unter Präsident Clinton Leiter der jüdischen Holocaust-Gedächtnisstätte in Washington. Im Jahr 1985 erhielt Wiesel die Ehrenmedaille der Vereinigten Staaten in Gold aus der Hand von Ronald Reagan. Mit der Verleihung war die Prägung einer Goldmünze verbunden. Das Porträt auf der Vorderseite „krönt“ die Umschrift „Autor – Lehrer – Zeuge“. Die nationale Auszeichnung des US-Bürgers wurde übertroffen durch die Verleihung des Friedensnobelpreises in Oslo 1986.

Elie Wiesel hat Auschwitz und Buchenwald überlebt. Der 1928 in Sighet (Rumänien) Geborene war mit der jüdischen Gemeinde im Frühjahr 1944 deportiert worden. Seine Mutter und die jüngste Schwester wurden in Auschwitz ermordet. Als 1945 die sowjetischen Soldaten anrückten, wurde der arbeitsfähige Junge zusammen mit dem Vater nach Buchenwald gebracht. Noch nach fünfzig Jahren träumt Wiesel von seinem geliebten Vater, redet mit dem Erschöpften, der nicht mehr aufstehen konnte und erschlagen wurde. Wiesels ältere Schwestern Hilda und Bea überlebten das Kriegsende im Lager Dachau. Er selbst ist in seinem ganzen Bewußtsein der „Überlebende“ geblieben. Gebrandmarkt mußte er schreibend und redend die Erinnerung weitergeben, träumend und betend mit dem Unsagbaren umgehen.

Mit einem französischen Hilfstransport war der ausgehungerte Häftling 1945 nach Paris gekommen. In einem Heim für überlebende jüdische Jugendliche versuchte der Siebzehnjährige das Leben zu erlernen. Als Kind war er eingetaucht in den väterlichen Chassidismus. Der Überlebende, lange Zeit sprachlos über das Erlebene, bewahrt mit seinem Andenken die Gottesfrage (wo war der Allmächtige in Auschwitz?) und den jüdischen Glauben. Bis in die Abgründe seines Bewußtseins fragt Wiesel nach dem ausbleibenden Messias. Von jüdischen Gelehrten läßt er sich in Talmud, Hebräisch und Bibel unterweisen. In Paris lernte Wiesel rasch Französisch – wie vor ihm der andere Rumäne Paul Celan, dem er damals nicht begegnete, dessen Freitod ihn später tief traf. Er studierte Philosophie und Literatur an der Sorbonne. Als Student hatte er die Wahl, eine Käsebaguette zu kaufen und zu Fuß zur Sorbonne zu gehen oder mit dem Bus zu fahren und zu hungern.

Als schlecht bezahlter Journalist fristete er in Paris ein ärmliches Auskommen. 1948 berichtete er von der israelischen Staatsgründung und dem jüdischen Befreiungskampf in Palästina nach Europa. Ab 1956 war er akkreditierter Korrespondent bei den Vereinten Nationen in New York. Er bekennt, daß er in den fünfziger Jahren Artikel gegen Deutschland schrieb, „nur weil mir ein israelischer Konsul zu verstehen gab, daß es der israelischen Diplomatie von Nutzen wäre oder den Interessen Israels diene“ (232f.). Ein Jahrzehnt hatte der ehemalige Lagerinsasse gebraucht, um seinem Auschwitzerleben, der Vernichtung seines Volkes eine Sprache zu finden. Auch in seinen jüngsten Aufzeichnungen spricht der berühmt gewordene Zeuge von den Schwierigkeiten, jenseits der öffentlichen Auftritte eine Sprache zu finden für das Unvergleichbare, eine Sprache auch für und zu Gott nach Auschwitz.

Die religiöse Bezeichnung „Holocaust“ wurde von Wiesel in die öffentliche Rede miteingeführt, andere haben das neutrale Wort „Shoa“ (Vernichtung) gewählt.

Der Autor, seit den siebziger Jahren Professor, der seit vier Jahrzehnten in New York lebt, redet englisch und doziert englisch, aber seine Bücher schreibt er bis heute französisch. Das mag erklären, warum ihm die tieferen Schichten der französischen Sprache, die wortbildende Fähigkeit für das Dunkelbewußte und für Gefühle nur schwer zugänglich sind. In seinen Aufzeichnungen verbindet Wiesel die Ereignisse und Erinnerungen des persönlichen Lebens mit öffentlichen, an denen er teilnimmt und teilhat. In den Erzählbericht fügt er Zeitungsberichte und Niederschriften von Reden ein. Er kommentiert das Mitgeteilte, begründet Stellungnahmen, rechtfertigt Verhaltensweisen nach Art von Memoiren-schreibern. Wiederholt gebraucht er im Bewußtsein der öffentlichen Person den Ausdruck „Memoiren“. Er weiß, daß er eine herausragende jüdische Gestalt in diesem Jahrhundert ist und läßt dieses Wissen durch Dritte bestätigen. Stilistisch schreibt Wiesel mehr als Journalist, der die Worte häuft, denn als Poet, der die Worte sucht, die Sätze formt, Geschriebenes verdichtet. Der beteuerte Schweigeraum gewinnt sprachlich wenig Gestalt. Wiesel scheut Pathos nicht, rhetorische Begriffe nur selten. Als Prediger ist er manchmal sehr direkt auf Wirkung bedacht.

Wiesel besitzt eine unvergleichliche Erinnerungs-, Erlebnis- und Erzählmasse, die ohne größere Auslassungen schwer zu strukturieren ist. Durchdrungen von den eigenen Holocaust-Erinnerungen, hat er auch die Shoa-Geschichten zahlreicher osteuropäischer Juden gesammelt. Er schrieb Berichte und Aufsätze, hat Reden vor nationalem und internationalem Publikum gehalten. Er ist Journalisten, Wissenschaftlern, Schriftstellern (unter ihnen Max Tau in Norwegen, François Mauriac in Paris), rabbinischen Gelehrten begegnet, Spitzenpolitikern von Golda Meir bis Mitterrand, Clinton, Gorbatschow. Er hat viele einflußreiche Leute, Minister, Millionäre und Meinungsmacher kennengelernt. Er wurde um Rat ersucht und sagte öffentlich seine Meinung. Mit dem Mystikforscher Gershom Scholem mußte er sich in Jerusalem, mit Simon Wie-

senthal in Wien auseinandersetzen. Als Schriftsteller wollte er auch sein literarisches Werk in den biographischen Kontext einbringen. Er kommentiert, mehr assoziativ als methodisch, seine Romane und Essays. Er erzählt chassidische Geschichten und setzt Talmud-Interpretationen fort. Als Verteidiger und Moralist trägt er der Welt laufend die israelische Sache vor, in beiden Autobiographien den Sechstagekrieg (1967) mit der begeisternden Eroberung der Altstadt und des Tempelbergs. Der beteiligte Zeitgeschichtler äußert sich im ersten Band zu Vietnam, im zweiten ein Kapitel lang zum Golfkrieg, zur deutsch-amerikanischen Bitburg-Affäre, zuletzt zum bosnischen Haßkrieg. Er engagiert sich in Moskau für den eingesperrten Sacharow und die unterdrückten Juden, prangert Antisemitismus in Polen, Rumänien und sogar in Japan an.

In den frühen siebziger Jahren haben hierzulande Heinrich Böll und Günter Grass von den Schriftstellern als „Gewissen der Nation“ gesprochen. Elie Wiesel verkörpert als Opfer, Zeuge und Sprecher das internationale Gewissen gegen Antisemitismus, Gewalt und Haß, gegen Kindermord und rassistische Kriege in der Welt. Wie bewältigt der Vielbeschäftigte eine solche Erzählmasse? Wiesel verbindet das chronologische Prinzip mit thematischer Darstellung. Dem breiten Publikum macht er es nicht leicht. Zwar versucht er thematisch zu bündeln, aber er springt öfter zeitlich und lokal hin und her, nennt Namen und Personen, deren Bedeutung und Beziehung dem Leser oft erst später verständlich werden. Um die Jahreszahlen zu klären, muß man manchmal hin und her blättern. Nur der zeitgeschichtlich Kundige wird das ganze Gewicht der politischen Aussage verstehen. Wiesels „ceterum censeo“ heißt: Vergeßt niemals Auschwitz. Was für die Christen Christi Geburt, ist für ihn negativ die Shoa, eine Wendemarke der Menschheitsgeschichte.

„Der erste Band meiner Erinnerungen war der Versuch, mit leiser Stimme das verborgene, fast ausgelöschte Leben eines jungen Talmudschülers zu erzählen, der nach seiner Rückkehr aus den Todeslagern Schriftsteller wurde“ (10). Mit seiner Heirat am 2. April 1969 in der Altstadt von Jerusalem beginnt der zweite Band. Seine Frau Marion, Wiener Jüdin, die sich an die Rede Hitlers

1938 auf dem Heldenplatz erinnern kann, hat in Holland überlebt. Die Eheleute wohnen am Central Park in New York. Als Marion 1972 Elisha gebiert, sind beide überglücklich. Der Vater hat sich mit 44 Jahren endlich in die jüdische Geschlechterfolge eingereiht. Das Kind Elisha wird auf dem Schoß von Präsident Reagan sitzen, der Vierzehnjährige darf bei der Verleihung des Nobelpreises vor laufenden Kameras mit auf die Bühne treten. Sein Vater wird als „Zeuge für die Wahrheit und Gerechtigkeit“ und als „Botschafter der Menschlichkeit“ gepriesen (427). Mutter Teresa hatte gebeten, anstelle des Festessens den Betrag auf das Konto ihres Hilfswerks zu überweisen. Für Wiesel mußte das Essen nach den rituellen Regeln zubereitet werden. Das hieß, neues Geschirr, die Zubereitung der Gerichte von einem Oberrabbiner überwacht, besondere, aus Frankreich und Israel eingeführte Weine.

Die Welt applaudiert dem Nobelpreisträger. Abgesehen von zwei arabischen Staaten wurde die Verleihung nur in Israel von einem Teil der Presse negativ kommentiert. „Ein Berichterstatter der extremen Rechten wirft mir vor, daß ich nicht in Israel lebe, sein Gegner von der extremen Linken verübelt mir, daß ich die Sache der Palästinenser nicht zu der meinen mache“ (449). Die von zwei Seiten erhobenen Vorwürfe verfolgen Wiesel seit den sechziger Jahren. Sie zeigen auf die verwundbare Stelle des berühmten Zeugen. Schon in Paris warfen ihm intellektuelle Freunde vor, daß er bei seinem „Ahawat Israel“, der religiösen und kämpferischen Liebe zu Israel, das Lebensrecht der Palästinenser außer acht lasse. Wiesel beteuert zwar allgemein das Lebensrecht aller Menschen, weiß aber, daß er sein Wort für das der Palästinenser nie verwendet hat. Warum er sich für das Leben in der Diaspora entschieden hat, mag er so ausdrücklich nicht sagen. Welche geistige, politische, finanzielle Enge wäre ihm in Israel beschieden. Die außen- und innenpolitischen Auseinandersetzungen würden ihn unablässig beschäftigen, er müßte sich überdies parteipolitisch festlegen. Als nationale Person wäre er international weit weniger gefragt, die finanziellen Möglichkeiten und Reisen wären eingeschränkt. Über dreißig Seiten lang setzt sich Wiesel mit seinen intellektuellen Anklägern auseinander. In Paris forderte man von ihm klare

Aussagen zum Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser. Jean Daniel, der Herausgeber der Wochenzeitschrift „Nouvel Observateur“, fragt ihn, wie er Lebensstil und religiöse Erfahrung zusammenbringe. Wiesel schreibt beglückt über die „zurückeroberte Altstadt von Jerusalem“, weil so zweitausend Jahre überbrückt seien. Ministerpräsident Netanjahu werde „das Werk und den Traum Jitzak Rabins fortsetzen“ (226). Im „Figaro littéraire“ antwortet er einem besorgten Freund: „Der siegreiche Jude wird Sie nicht enttäuschen ... Er ist zwar kein Opfer mehr, aber er wird niemals zum Peiniger werden“ (229). Nach all diesen Bekundungen und Beteuerungen überrascht dann der (unkommentiert bleibende) Satz: „Für mich bleibt Israel ein Fragezeichen“ (234). Der „Spiegel“ griff 1990 den seinerseits Besorgten an, weil er sich vorbehaltlich zur deutschen Wiedervereinigung geäußert hat.

Zwei großen Freundschaften setzt Wiesel ein literarisches Denkmal, der offenen mit Kardinal Lustiger und der tragisch endenden mit François Mitterrand. Wiesel kritisiert die christlichen Kirchen in Deutschland und Österreich und den Vatikan in Rom rigoros wegen ihres passiven Verhaltens gegenüber Hitler und den Judenverfolgungen. Die Ernennung des konvertierten Juden Jean-Marie Lustiger, ehemals Aaron, zum Erzbischof von Paris durch Papst Johannes Paul II. bewegt ihn sehr. Er möchte den Mann kennenlernen und erhält sofort die Antwort ja, aber „off the record“, ohne Presseöffentlichkeit. Nach dem ersten Gespräch sagt Wiesel: „Irgend etwas an ihm berührt mich zutiefst. Vielleicht sein Streben nach Lauterkeit? Oder das Bedürfnis, seine jüdische Vergangenheit mit seiner christlichen Zukunft zu vereinen?“ In einer Buchbesprechung bekennt er: „Wie Kardinal Lustiger und mit ihm verkünde ich, daß es nur einen Gott gibt, daß nur dieser eine Gott Gott ist, und daß er überall ist, in allem, was die Menschen vereint, aber auch in allem, was sie trennt“ (280). Ein Gott, aber verschiedene Wege zu ihm. Wiesel glaubt, daß man „zweitausend Jahre des Argwohns und der Verfolgung unter dem Zeichen des Kreuzes“ nicht einfach übergehen kann. Er erhält 1987 eine Einladung zu einem Besuch beim Papst. Zwischen dem polnischen Papst und dem rumänischen Talmudschüler steht trennend

Auschwitz, verbindend der Pariser Kardinal polnischer Abkunft. Welche Gesprächsszene des Jahrhunderts, welche Protagonisten der Weltbühne wären sich gegenübergetreten! Nachdem die „New York Times“ im voraus von der Einladung berichtet, wäre das persönliche Gespräch ein Medienspektakel geworden, das beide Partner nicht wollten. Jemand im Vatikan hat es durch gezielte Indiskretion verhindert.

Die sehr persönliche Freundschaft mit dem französischen Präsidenten zerbrach 1994, als bekannt wurde, daß Mitterrand seine Nähe zum Vichy-Regime verschleiert hatte und Beziehungen unterhielt zu René Bousquet, dem einstigen Polizeichef, der die Deportation französischer Juden organisiert hatte. Wiesel bat den Freund um Auskunft, die dieser nicht gab. Er konnte dem Präsidenten nicht zugestehen, daß dieser, schwer krank, politisch bedrängt, in seiner Kraft stark gemindert, sich nicht mehr mit den dunklen Jahren seiner Lebensgeschichte auseinandersetzen wollte.

Wiesel will kein Heiliger sein, wohl aber ein im jüdischen Sinn Gerechter. „Der Gerechte lebt in der Gesellschaft, während der Heilige sich von ihr absondert“ (427). Zuletzt kehrt der Alternde

mit seinem Sohn nach Sighet zurück, er zeigt ihm Buna und Auschwitz. Der Vater spricht mit seinem toten Vater und seiner ermordeten Mutter. Elisha soll die Geschichte seines Vaters wissen und nie vergessen. Nicht das Öffentliche, das persönlich Private, Leise, die offen vernarbte Wunde beschließt die Aufzeichnungen. Der Repräsentant hüllt sich in seinen chassidischen Mantel. „Warum hat Gott die Dunkelheit erschaffen? Um sich vor Seinen Geschöpfen zu verstecken?“ Zuletzt hofft der Fragende, Leidende, Liebende, daß er „das von Gott im Herzen der Menschen begonnene Werk fortsetzen“ kann (599). Der innerste Kreis seines Denkens und Hoffens ist die chassidische Präsenz, der talmudische Glaube. Aus dieser Glaubenserfahrung hat er seine nie resignativen bewundernswerten Aktivitäten entwickelt. Die Strahlkraft dieser traumatisierten Lebensenergie fasziniert den Leser. Der Auschwitz-Überlebende ist geschichtlich, moralisch und religiös einer der bedeutendsten Zeitzeugen des Jahrhunderts.

Paul Konrad Kurz

¹ Elie Wiesel, Und das Meer wird nicht voll. Autobiographie. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1997 (der 1. Teil: Alle Flüsse fließen ins Meer ebd. 1995).

Vom Rätsel Mensch zum Geheimnis Gottes

Zum Tod von Sir John Carew Eccles

Mit John C. Eccles ist am 3. Mai dieses Jahres ein großer Naturforscher gestorben, für den wissenschaftliche Entdeckungen und religiöser Glaube kein Widerspruch waren. Der berühmte Gehirnphysiologe hat die offenen Fragen seiner Disziplin nicht banalisiert, sondern zum Anlaß genommen, über das grundlegende Rätsel Mensch nachzudenken.

1903 in Melbourne geboren, wo er Medizin studierte, nahm Eccles nach der Promotion eine Lehrtätigkeit in Oxford auf, wurde Institutsdirektor in Sydney und hatte Professuren inne in Otago (Neuseeland), Canberra (Australien) und Buffalo (USA). 1957–1961 war er Präsident der australischen Akademie der Wissenschaften. Für seine grundlegenden Arbeiten über die Funktion von Nervenzellen wurde er 1963 mit dem No-

belpreis ausgezeichnet. Bis zu seinem Tod war er Mitglied der päpstlichen Akademie der Wissenschaften und auswärtiges Mitglied des Max-Planck-Instituts für biophysikalische Chemie in Göttingen.

Aufbauend auf der Entdeckung seines Lehrers Charles Sherrington, daß das Gehirn aus einzelnen Nervenzellen besteht (Nobelpreis 1932), hat Eccles nachgewiesen, daß die Hirnzellen durch einen Botenstoff miteinander kommunizieren. Dieser „Transmitter“ genannte Botenstoff wird von einer Nervenzelle zur anderen ausgeschüttet und sorgt dafür, daß Reize weitergeleitet oder gehemmt werden.

Während Eccles jahrzehntelang im Labor die Funktionsweise des Gehirns untersuchte, ließ ihm auch die Frage nach der Seele keine Ruhe.